

Die Immobilienblase von Münsterburg

Gottfried Keller unterscheidet guten von bösem Kapitalismus

VON PATRICK EIDEN

Die Realität, die uns in den Romanen und Novellen des literarischen Realismus des 19. Jahrhunderts entgegentritt, ist nur noch partiell unsere. Die Texte dieses Realismus, der auch einmal als »bürgerlicher« apostrophiert wurde, sprechen von einer Wirklichkeit, die uns in ihrer kleinräumlichen Überschaubarkeit nicht anders denn idyllisch erscheinen kann. Die Aktualität des Romans *Martin Salander* – eines weithin vergessenen Alterswerks des großen Schweizer Realisten Gottfried Keller von 1886 – besteht aber nun gerade in diesem Zug zum Idyllischen: aktuell im Hinblick auf die globale Finanzkrise des Jahres 2008, aktuell aber vor allem im Hinblick auf die Reaktionen, die diese Krise politisch und publizistisch hervorgerufen hat.

Der kellersche Realismus vermag das Begehren nach einer soliden, überschaubaren Wirklichkeit nicht nur zu befriedigen; er artikuliert dieses Begehren zuallererst und zeigt so, dass das Vorhandensein einer solchen Realität alles andere als selbstverständlich ist. Das Reale – sagen wir: die in letzter Zeit viel beschworene »Realwirtschaft« – bestimmt schon seit längerem unsere soziale Wirklichkeit nicht mehr, in Gestalt dematerialisierter Finanzströme, Derivate und Futures ist diese vielmehr zum Spielball eines in jeder Hinsicht Unberechenbaren geworden: Das ist die Urangst, aus der schon Kellers *Martin Salander* einen Ausweg sucht und die in der aktuellen Krise mit den immer noch gleichen Rezepten bekämpft werden soll. Dass heute dabei weithin noch als »Realpolitik« gilt, was schon in Kellers spätem Realismus als nostalgisch-regressive Phantasie sich zu erkennen gibt, das erst verleiht diesem Realismus seine unerwartet kritische Kraft.

Die Szenerie des *Martin Salander* ist von Anfang an global und krisenhaft: Der Titelheld kehrt nach sieben Jahren in Brasilien ins heimische Münsterburg zurück. Ausgezogen in die weite Welt aber war Salander aufgrund einer geplatzten Bürgschaft: Sein Freund Louis Wohlwend hatte sich in »eine folgenreiche Unternehmung gewagt, welche bedeutenden Kapitaleinsatz verlangte, während sein Bankkredit durch das laufende Geschäft schon vollständig in Anspruch genommen war«. Schwebend am »kritischen Wendepunkt« eines Liquiditätsengpasses, kann Wohlwends Geschäft nur durch frisches Geld gerettet werden. Dieses aber wird durch einen Kredit zugeschossen, der sich auf Salanders Bürgschaft stützt. Nach kurzer Zeit erklärt sich Wohlwend für zahlungsunfähig, und Salanders Bürgschaft wird fällig. Dieser liquidiert sein eigenes kleines Geschäft, lässt die drei kleinen Kinder mit seiner Frau Marie zurück und geht nach Brasilien, um dort ein Vermögen zu gewinnen.

Während Salander für die Bürgschaft alles aufgibt, kann Wohlwend »noch Jahr und Tag in und von dem Konkurse« leben. Wenn es aber möglich wird, *von* einem Konkurs zu leben, dann gerät eine fundamentale Vorstellung von ehrlichem Wirtschaften in Schieflage; auf der so vorgezeichneten abschüssigen Bahn nimmt der Roman zunehmend Fahrt auf. Denn Wohlwend hat seinen Konkurs nicht nur prächtig überstanden, er ist sogar schon wieder groß im Geschäft, oder richtiger: Er lebt vom nächsten Konkurs. Als Teilhaber des Bankhauses »Schadenmüller und Comp.« ist er genau die Adresse, an die Salander – unwissentlich – aus Rio de Janeiro per Anweisung sein Vermögen

geschickt hat. »Schadenmüller und Comp.« aber ist zahlungsunfähig.

Salander ist von neuem pleite, und er ist von neuem Wohlwend auf den Leim gegangen, dieses Mal aber ist die Intransparenz des Geschäfts wesentlicher Bestandteil des ganzen Vorgangs. Niemand weiß, so versichert ein eingeschalteter Notar, was mit dem Geld geschehen ist: »Ich fürchte, viele anvertraute Gelder sind ins Wasser gefallen, wo es am tiefsten ist.« Wohlwend aber macht die Unübersichtlichkeit der Situation zu einem Argument für die (relative) Normalität des Geschäftsvorgangs: »Unsere Geschäfte haben sich leider durch zu raschen Aufschwung so sehr ausgedehnt, dass ich den Überblick momentan nicht zur Verfügung habe.«

Einen »Überblick« aber wird so schnell niemand erhalten, weil »wir uns in einer unversehens hereingebrochenen Krise befinden, welche hoffentlich vorübergehend ist!«. Wohlwend hat gelernt, in und von dem Umstand zu leben, dass im entwickelten Finanzkapitalismus wegen immer »vorübergehender« Krisen dauerhaft die Möglichkeit getrübt bleibt, die eigenen Geschäftsvorgänge ganz zu durchschauen. Das Geld muss fließen, das ist seine Bestimmung; vom Fließen muss der Banker leben. Ob das Geld je seinen rechtmäßigen Bestimmungsort erreicht oder nicht, kann und muss ihm egal sein.

Nach einem ergebnislosen Gerichtsprozess gibt Salander schließlich sein verlorenes Vermögen auf und zieht ein zweites Mal nach Brasilien. Der Klage Salanders, dass das gute Geld doch nicht einfach so verschwinden könne, korrespondiert die Zuversicht, das Geld »in weit kürzerer Zeit wieder einzubringen«. Es scheint auch bei Salander ein Wissen darum zu geben, dass das »Geldmachen« nicht mehr viel mit der langwierigen Mühsal »ehrlicher Arbeit« zu tun hat, die er ansonsten bei jeder Gelegenheit hochhält.

Nach nur drei Jahren kehrt Salander tatsächlich als gemachter Mann wieder nach Münsterburg zurück. Sein Geld

legt er dieses Mal in Immobilien an. Bei einem Spaziergang durch »abermals neu entstandene oder ausgebaute Quartiere« versucht er vergeblich, alle Häuser zu identifizieren, auf die er »flüssiges Kapital geliehen hatte«. Er macht sich Gedanken über das »bedenkliche Umsichgreifen der Baulust, welcher er ja selbst Vorschub leistete« und sorgt sich um die Gerüchte von einem bevorstehenden »unvermeidlichen Häuserkrach«. Salander wahrt die Ruhe dessen, der es sich leisten kann: »Mag er kommen, dachte er, ich habe nur erste Hypotheken, und ohne das: mit geflogen, mit gefangen! Man muss mit der Zeit marschieren, sie gleicht alles wieder aus.«

Was bei Salander noch sympathisch blauäugig wirkt – die Beteiligung am kollektiven Aufpumpen einer Immobilienblase, die »unvermeidlich« wird platzen müssen –, wird bald darauf in seiner potentiell kriminellen Dimension sichtbar. In Gestalt zwielichtiger Schwieger-söhne brechen die »Uebel der Zeit« in die Familie Salander ein. Die beiden Zwillinge arbeiten als Notare und nutzen ihre Position als »Mittelsmänner« im Immobiliengeschäft, um sich zu bereichern. Und der Immobilienmarkt ist in Bewegung: Während sich auf der einen Seite die Kleinbauern »zur Verbesserung ihrer Kreditverhältnisse« zu Genossenschaften zusammenschließen, fließt auf der anderen Seite in großem Umfang frisches Geld in den Markt, da »viele Kapitalisten ihr in Aktienunternehmungen angelegtes Geld nicht mehr sicher« sehen und »gern wieder nach dem Grundbesitz« als Anlagemöglichkeit greifen.

In diesen Bewegungen zweigt der eine Zwilling ein Vermögen ab, um »sein Glück im Börsenspiel zu versuchen«. Er beginnt schließlich, beglichene Schuldbriefe nicht zu löschen, sondern »ohne Vermerk bei auswärtigen Bankgeschäften zu versetzen«. Der andere Zwilling fertigt von jedem bei ihm hinterlegten »Kaufschuldbrief« ein Duplikat und ein Triplikat, oder er erfindet gleich solche Briefe, um sie für sich selbst in bar zu

verflüssigen. Diese »ganz in der Luft hängenden Hypotheken« verfangen bei den Banken nur dadurch, dass die eingesetzten Personen »in guter Sicherheit dahinlebten und sich nicht auf dem Geldmarkte umtrieben«: Die Hypotheken sehen »solid« aus und werden »von den Bankbeamten beim Anblick der darauf figurierenden Namen als gut geschätzt und belehnt«.

In den Machenschaften der Zwillinge kündigen sich – im Zerrspiegel des Kriminellen – jene Praktiken an, die zur aktuellen Immobilien- und Finanzkrise geführt haben: die Zweit- und Drittverwertung von Hypotheken auf ohnehin überbewertete Immobilien; die Wechselfinanzierung zwischen Aktien- und Immobiliengeschäften, bei der die Bewertungen der Papiere wechselseitig füreinander bürgen; die Technik des Aufschubs, durch die gegenwärtige Verluste in zukünftige Gewinnchancen umgerechnet und als solche dann verbrieft werden. Es sieht so aus, als müssten die Immobilien- und Wertpapierspekulanten der Gründerzeit noch gewürdigt werden als Erfinder jener »Produktinnovationen«, mit deren Erträgen der Finanzmarkt den Wirtschaftsboom der letzten Jahre angeheizt und ausgebrannt hat.

Offensichtlich liefert der *Martin Sallander* eine hellsichtige Beschreibung der Verlaufsform wirtschaftlicher Krisen. Der kellersche Realismus ist an der großen Wirtschaftskrise von 1873 geschult: Auch hier kam es im großen Maßstab zu Insolvenzen durchaus »systemrelevanter« Banken und zu einem Massensterben genau jener Aktiengesellschaften, die im vorhergehenden Boom der Gründerzeit so zahlreich in die Welt gesetzt wurden; als Auslöser platzte auch damals eine gigantische Immobilienblase.

Doch die Hellsicht, die der Roman beweist, wird allenthalben getrübt durch einen anscheinend unwiderstehlichen Zug zur Moralisierung der Finanzwirtschaft und ihrer krisenhaften Erscheinungsformen. Wo in der aktuellen Finanzkrise keine ansonsten noch so

nüchterne Analyse ohne Verweis auf die »Gier« und »Zügellosigkeit« der Manager auskommt, da geht schon Keller jede Durchsicht auf strukturelle Gründe der Krise verloren. Es können immer nur »verantwortliche Personen« sein, die Keller für das Zustandekommen einer Krise haftbar macht. Mit der Frage nach der »Verantwortung« jedoch verschiebt sich der Fokus in das zwielichtige Gebiet der »Ethik«, die auch in der aktuellen Krise so oft beschworen wird. Wenn aber Aufsichtsratsvorsitzende, Finanzpolitiker und Wirtschaftsjournalisten in seltener Einigkeit von der Notwendigkeit einer neuen »Ethik« fabulieren, dann gilt es, vorsichtig zu sein.

Bei Keller jedenfalls zeigt sich, dass jede Krisenanalyse in falsches Fahrwasser gerät, sobald Ursachenforschung unter dem Vorzeichen der Schuldfrage betrieben wird. Wenn Keller seinen Salander in der Zeitung lesen lässt, dass »durch die mißbräuchliche und unredliche Führung ihrer Leiter ein paar Geldgewerbe ins Schwanken geraten waren«, dann geht dies zurück auf »die blinde Habsucht reicher Leute, welche ihren Ueberfluß der scheinbar glücklichen Hand solcher moralischen Tolpatsche zum Spielball überließen«. So gelangen die kellersche Formulierung nicht bei der »Gier« der Manager stehen bleibt, sondern sich bis zur »Habsucht« der Anleger selbst vortastet: Der Horizont letztlich moralischer Bewertungen wird nie überschritten. Und so muss schließlich auch bei Keller ein Mann aus dem Volk darüber klagen, dass am Ende doch wieder die »Staatskasse herhalten« muss, um die Unfähigkeit der Finanzjongleure zu bezahlen.

Es macht sich in Kellers Roman der unbedingte Wille bemerkbar, zwischen einem »guten« und einem »schlechten« Kapitalismus kategorisch zu unterscheiden – und die Figuren des Romans werden dazu benutzt, die getroffene Unterscheidung plastisch werden zu lassen. Während in thematisch ähnlich gelagerten Werken wie dem *Verlorenen Lachen* oder dem *Fähnlein der sieben Aufrechten*

noch die ehrliche Arbeit gegen die Unberechenbarkeit der Zirkulationssphäre hochgehalten wird, versucht der *Martin Salander* sich an dem Kunststück, einen »guten«, ehrlichen von einem »schlechten«, betrügerischen Handel abzusetzen. Auch unter gegenwärtigen Bedingungen wird ja permanent ein »guter Kapitalismus« beschworen, der irgendwann einmal der »Gier« der Banker geopfert wurde, oder es wird ein »eigentliches Kerngeschäft« der Banken aus dem Hut gezaubert – dieses bestehe darin, Investitionen des deutschen Mittelstandes zu finanzieren –, das zu Gunsten schneller Renditen vergessen worden wäre.

Wo auch immer der jeweilige Sündenfall verortet wird: Der Verdacht, dass es systemische Gründe für dessen Eintreten gibt – dass etwa auch »realwirtschaftlich« kein Wachstum mehr zu erzielen ist, wenn dieses nicht durch jene enormen Geldsummen befeuert wird, die nur noch eine »entfesselte« Finanzindustrie verdienen kann –, dieser Verdacht muss systematisch ausgeschlossen werden. Hier springt dann das »ethische« Argument ein: Wenn der Kapitalismus *eigentlich* gut ist, dann müssen die jeweils aktuell auftretenden »Schwierigkeiten« auf das Fehlverhalten einiger verwerflicher Subjekte zurückzuführen sein.

In Kellers Roman blamiert sich diese verkürzte Sichtweise auf mindestens zwei Arten. Auf der einen Seite wird deutlich, dass die verzweifelt gesuchte Unterscheidung zwischen einem guten und einem schlechten Kapitalismus schon bei der Titelfigur nicht durchzuhalten ist. Je mehr Salander darauf beharrt, dass in seinem Geschäft alles mit rechten Dingen zugehe, umso mehr schiebt sich seine Zeit in Brasilien als dunkler Fleck ins Bild. Bei seinem zweiten Aufenthalt dort hat er Land gekauft, auf dem er Tabak pflanzen lässt. Auf den Plantagen Brasiliens aber herrscht Sklaverei; erst 1888 wird diese abgeschafft. Der ökonomischen Situation entsprechend ist im Text durchgängig von »Kolonien« die Rede, obwohl Brasilien politisch schon seit 1822 unabhängig ist.

Die Sklaverei aber, die den Reichtum des guten Demokraten Salander begründet, sucht die Familie als Gespenst heim. Angesichts ausgreifender bildungsdemokratischer Pläne ihres Mannes etwa spottet Marie Salander, die Schweiz müsse sich bei einem »Kriegszug« nach Übersee ein »Heer von Arbeitssklaven« beschaffen, damit die Schweizer Bauernsöhne bis zu ihrem zwanzigsten Jahr in der Schule bleiben können. Dass es irgendwo (noch) Sklaverei gibt und dass von dieser das eigene Wohlleben abhängt, diese undeutliche Erkenntnis werden die Salanders nicht mehr los. Zu einer Radikalisierung ihrer Kritik am Kapitalismus aber reicht diese Erkenntnis weder bei Keller noch bei seinen Protagonisten hin.

Auf der anderen Seite blamiert sich die didaktisch so hartnäckig angestrebte Unterscheidung zwischen dem guten und dem schlechten Kapitalismus dadurch, dass ihre Darstellung ästhetisch scheitert. Wenn Keller gegen die »Zeitkrankheiten« ausgerechnet Mäßigung, Orientierung am Gemeinwohl und Rückbesinnung auf alte Werte predigt, dann wirkt dies im Roman schlechterdings schal und hölzern. In einem Gespräch zieht der alte Salander seinen Sohn Arnold zu Rate, »ob nicht die Geschäfte, die Unternehmungen bei so befriedigendem Gange auszudehnen und ein gewisser Aufschwung zu wagen sei«. Arnold erklärt, dass die Geschäfte »hart an der Grenze« stünden, »wo man, um Mehreres zu tun, einen Teil des Gewonnenen, vielleicht schließlich alles aufs Spiel setzen muß«. Dies setzt nun bei den beiden nicht etwa Wagemut frei, sondern Behäbigkeit: Es stünde ihnen insgesamt besser an, so Arnold, »in schlicht bürgerlichen Verhältnissen und Gewohnheiten« zu bleiben.

Die Schlichtheit dieses Ratschlusses wird auch im Fortgang der Handlung nicht attraktiver werden. Der Roman wird stattdessen immer didaktischer, ohne dass die vertretene Lehrmeinung – die Keller seinen Protagonisten zudem ziemlich grob in den Mund legt – in

irgendeiner Weise ernsthaft angefochten würde. Das ästhetische Scheitern verdichtet sich schließlich in der letzten Szene des Romans zu einer unglücklichen Allegorie der Mäßigung: Bei der Tischgesellschaft, die Arnold für seine Freunde veranstaltet, bleibt alles so in den Bahnen der Vernunft, dass der Sohn sich nach ihrem Ende mit der Ankündigung zu Bette begibt, er wolle »noch ein Stündchen lesen«.

Da dieses didaktisch gemeinte Bild so unbefriedigend bleibt, muss der Roman in seinen letzten Abschnitten mit einem Exzess an Missgunst gegenüber Wohlwend nachkarten: »So geriet er zuletzt in einen unerträglichen Zustand der Ungewißheit und verlor gänzlich sein dummes Selbstvertrauen. Er räumte den Platz, um anderwärts das Nichts zu finden, das ihm beschieden war.« In einem finalen Exorzismus wird der schlechte Kapitalist mit einem »Blitzzuge« aus der Stadt gejagt. Allein, es will nichts Gutes zurückbleiben, das irgendwie erstrebenswert erschiene.

Wie kommt es, dass wir heute, etliche Krisen später, keinen Deut weiser sind? Über eine Verteufelung der bösen Manager und einen verzweifelten Glauben an das eigentlich Gute im Kapitalismus sind wir nicht hinaus. Während diese ostentative Einmütigkeit nach kurzer Zeit nur noch einen Dämmerzustand erzeugt, beweist Kellers Realismus seine Wahrheit noch im Scheitern. Wenn hier mit Literatur Ideologie produziert werden

soll – und man wird die personifizierende »Reinigung« des Kapitalismus so nennen müssen –, dann verweigert diese Literatur zugleich der Ideologie ihre ästhetische Abrundung. Der kellersche Realismus scheitert eher, als dass er sich auf die heute wie damals kurrente »Realpolitik« zurechtstutzen ließe.

Und dabei lässt sich selbst die kellersche Ideologie noch rational nachvollziehen: Sie speist sich einerseits aus der Dignität einer gerade untergegangenen »moral economy«, die für den demokratischen Achtundvierziger-Revolutionär Keller noch eine gelebte Erfahrung darstellte, und sie soll andererseits der aufkommenden sozialistischen Bewegung entgegentreten. Wo aber wäre der Erfahrungshintergrund für die heutige Ideologieproduktion? Glaubt wirklich jemand, dass es in den siebziger oder achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts oder bis vorgestern einmal einen »menschlicheren Kapitalismus« gegeben hätte? Und eine antagonistische Bewegung, deren Forderung nach einer Systemalternative abgewehrt werden müsste, ist gegenwärtig auch nicht in Sicht.

Die aktuelle Ideologie scheint freischwebend und zugleich panisch nur noch verhindern zu wollen, dass irgendwer aus dem gefeierten Konsens ausschert. Dagegen bleibt einstweilen nichts, als darauf zu beharren, dass die nun allerorten aus dem Hut gezauberten neuen »Ethiken« und »Werte« schon bei Gottfried Keller kalter Kaffee waren.